

Dorival Caymmi, „Eu não tenho onde morar“ (Odeon, 1960): Diese Kollektion eines der prägenden Prä-Bossa-Songschreiber Brasiliens ist ein frühes Beispiel einer Vilela-/Pereira-Hülle

## Erinnern, aber wie?

VON ALEXANDRA SENFFT

Wie erinnern wir uns heute an den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust? Es gibt kaum noch Zeitzeugen, die berichten können, und je weiter diese Ereignisse zurückliegen, umso schwieriger ist die Erinnerung lebendig zu halten und abstraktes Wissen an die Jüngeren zu vermitteln. Dieser Umstand gepaart mit der Eurokrise und dem immer unverblümteren Rassismus in Politik und Gesellschaft erzeugt unter Intellektuellen ein wachsendes Unbehagen: Wie soll es weitergehen mit unserem Geschichtsbewusstsein?

In ihrem neuen Buch analysiert Aleida Assmann den aktuellen Diskurs über die Erinnerungskultur: nüchtern, streitbar und konstruktiv. Sie hält es für ein „verbreitetes und hartnäckiges Missverständnis“, dass Erinnern eine rückwärtsgewandte Haltung sei, die an der Vergangenheit klebe und die Zukunft verstelle. Erinnerung, so sagt sie, sei ein dynamischer Prozess und nehme stets neue Formen an.

Die Literaturprofessorin beschreibt die veränderte bundesrepublikanische Haltung zum Holocaust – nach 1945 hätten die Deutschen sich zunächst selbst als Opfer des Zweiten Weltkriegs wahrgenommen, spätestens ab 1985 wäre jedoch das Leid der jüdischen Opfer in den Mittelpunkt gerückt. Die 68er-Generation brach das Schweigen der Eltern und zog unter die Vergangenheit einen „moralischen Trennungsstrich“; selbst ideologisiert, hätten sie ihren Eltern in einer Art *reenactment* vorgelebt, wie diese sich in der Nazi-Zeit hätten verhalten sollen. Assmann nimmt die in letzter Zeit so häufig in die Kritik ge-

**GEDÄCHTNIS** Zeitzeugen sterben, die Deutungshoheit der 68er schwindet. Was heißt das für die Erinnerungskultur? Eine Intervention zur rechten Zeit



ratene zweite Generation jedoch in Schutz, schuf sie ihrer Ansicht nach doch die Voraussetzungen für die dritte Generation, sich ohne Abspaltungen mit der eigenen Familiengeschichte und Herkunftswelt zu befassen. Die Autorin übersieht dabei, dass in den meisten Familien über die Rolle der eigenen Verwandten im Zweiten Weltkrieg bis heute weiter geschwiegen wird.

Assmann macht deutlich, warum sie Filme wie „Unsere Müt-



ter, unsere Väter“ als Erinnerungsmaterial für untauglich hält. Sie differenziert, welchen Inhalt und Rahmen die Erinnerung braucht, um sinnvoll zu sein. Dabei widerspricht sie dem Soziologen Harald Welzer, der das Erinnern auf offizielle Akte von Funktionären und Politikern reduziere. Für sie sind solche Rituale zwar auch notwendig, vor allem aber vertraut sie der Vitalität zivilgesellschaftlicher Initiativen wie z. B. lokalen Geschichtsprjekten (Stolpersteine usw.), die auch die jüngere Generation einbeziehen und einen aktiven Bezug zur Vergangenheit herstellen. In ihrem Bild von einer beweglichen Erinnerung finden auch Migranten ihren Platz.

Anders als die meisten Historiker zieht Assmann keine Grenze zwischen methodisch aufgearbeiteter Geschichte und persönlichem Gedächtnis, vielmehr betrachtet sie sie zu Recht als komplementär. Sie konstatiert eine weitere „eklatante Spaltung“, für deren Aufhebung sie

plädiert: das asymmetrische Gedenken an die beiden Kernereignisse des 20. Jahrhunderts, Holocaust und Stalinismus.

Sie räumt ein, dass Unbehagen dort berechtigt sei, wo beabsichtigt ist, eines der beiden Ereignisse zu relativieren oder zu trivialisieren. Ihr geht es keineswegs um Nivellierung, sondern darum, die Opferkonkurrenz zwischen West- und Osteuropa zu beenden und zu einem gemeinsamen, verbindenden europäischen Gedenken zu gelangen: „Die europäische Integration [kann] nicht wirklich fortschreiten ..., solange sich die monologischen Gedächtniskonstruktionen der Mitgliedsstaaten weiter verfestigen und miteinander kollidieren.“ Sie schlägt deshalb ein „dialogisches Erinnern“ vor, worunter sie eine „wechselseitige Anerkennung von Opfer- und Täterkonstellationen in Bezug auf eine gemeinsame Gewaltgeschichte“ versteht.

Assmann nennt ihren Beitrag eine Intervention. Man muss ihr für diese Intervention danken, denn sie kommt zur rechten Zeit und mit den richtigen Botschaften. Die gesellschaftlichen Spaltungs- und Ent-Solidarisierungsprozesse in Deutschland und Europa verlangen dringend nach einem integrativen Ansatz, der die Pluralität der Perspektiven anerkennt und die Vergangenheit aktiv mit der Gegenwart verbindet. Nur so kann die Erinnerung auch der Zukunft dienen.



**Aleida Assmann:** „Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention“. C. H. Beck, München 2013, 231 S., 16,95 Euro

## Irgendwo zwischen Fluch und Segen

**UNGLEICHHEIT** François Bourguignon denkt über eine Globalisierung der Umverteilung nach

Ist die Globalisierung gut oder böse? An dieser Frage scheiden sich die Geister. Mal wird sie als Wunderwerk gepriesen, das es den Menschen ermöglicht, an allem und jedem auf dem Globus zu partizipieren. Mal wird sie zum globalen Teufelswerk stilisiert. Auf deren Konto alle Übel dieser Welt gehen.

Eine unfruchtbare Diskurskonstellation. Bei der man für jeden Versuch dankbar ist, Licht in das Dunkel eines Mythos zu bringen, in dessen sterile Anklage viel intellektuelle Kraft verschwendet wird. François Bourguignons Essay „Die Globalisierung der Ungleichheit“ ist so ein Fall. Für den früheren Chefvolkswirt der Weltbank und heutigen Leiter der Paris School of Economics ist die Globalisierung ein durchaus janusköpfiges Phänomen.

Wie differenziert der Wirtschaftswissenschaftler seine Analyse anlegt, kann man schon daran sehen, dass er bei der Frage nach der Egalitätsbilanz der Globalisierung zwischen „binnenstaatlichem“ und „zwischenstaatlichem“ Lebensstandard unterscheidet. Bei Letzterem hat sie nach seiner Ansicht Erfolge vorzuweisen – zumindest in absoluten Zahlen.

Von 1820 bis 1980, konstatiert Bourguignon mit Blick auf die von den westlichen Staaten forcierte Industrialisierung, habe sich der Abstand zwischen den reichsten und den ärmsten 10 Prozent der Weltbevölkerung verdreifacht. Kurz vor der Jahrtausendwende registriert er eine historische Trendumkehr. Denn seitdem ist „der relative Abstand zwischen den obersten und den untersten 10 Prozent fast ebenso stark gesunken, wie er seit 1900 gestiegen war“.

Das ist eine statistische Größe. Und Bourguignon verschließt nicht die Augen vor dem realen Elend. Legt man die Armutsdefinition von weniger als einem Euro pro Tag und Person zugrunde, so der Autor, lebten 2005 weltweit 1,4 Milliarden Menschen in Armut. Das seien dennoch weniger als 1980, wo noch 2 Milliarden Menschen dazu zählten. Globalisierungskritiker werden Bourguignons Fazit nicht gern hören: „Seit den 1990er Jahren ist die Zahl der Armen um 500

Millionen Personen gesunken.“ Grund seien die Produktivitätsfortschritte der Schwellenländer.

Die Kehrseite dieses Trends sei aber die „binnenstaatliche“ Ungleichheit. Parameter sind hier die Lohnhöhe und der Lebensstandard. Das trifft fast alle OECD-Staaten. Aber auch China. In den USA hat die Ungleichheit nach Bourguignon „heute wieder einen Stand erreicht wie zuletzt vor hundert Jahren“.

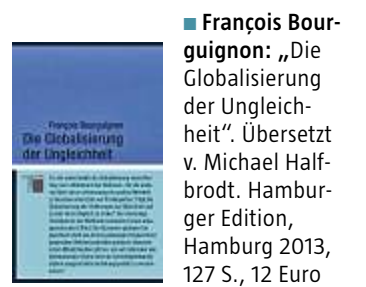
Einfach wird sich das Paradox der Globalisierung „Anstieg nationaler Ungleichheiten bei Abnahme globaler Ungleichheit“ nicht auflösen lassen, schwant Bourguignon. Zumal es innerlich zusammenhängt. Die Wettbewerbsvorteile der Entwicklungsländer schlagen sich in den Industrienationen als Deindustrialisierung und Prekarisierung nieder. Die „Globalisierung der Gleichheit“ glaubt der Autor mit einer international koordinierten Politik aus Mindestlohn, Besteuerung von Kapitaleinkünften und besseren Bildungschancen erreichen zu können.

Als Beispiel führt Bourguignon seine Heimat an. Die dort betriebene Politik des Mindestlohns habe aus Frankreich ein „Land mit moderater Ungleichheit“ gemacht. Während die als „Jahrhundertreform“ gepriesene Senkung des Einkommensteuerspitzenatzes in Schweden den egalitären Wohlfahrtsstaat geschleift habe.

Die „ökonomische Ineffizienz“ dieser Politik – Arbeitskraft wird teurer – nimmt Bourguignon in Kauf. Weil der Konsensstrategie weiß, dass massive Ungleichheiten unweigerlich zu sozialen Spannungen führen.

Bourguignons Band ist weder wütende Globalisierungsattacke noch abgehobene Wirtschaftsphilosophie. Sondern eine nüchterne, empirisch fundierte Bestandsaufnahme mit reformistischer Agenda. Wenn das Stichwort „Globalisierung gestalten“ nicht nur eine Floskel ahnungsloser Empörer bleiben soll – mit konkreten Maßnahmen, wie sie Bourguignon vorschlägt, wird diese Herkulesarbeit beginnen müssen.

INGO AREND



**François Bourguignon:** „Die Globalisierung der Ungleichheit“. Übersetzt v. Michael Halbrodt. Hamburger Edition, Hamburg 2013, 127 S., 12 Euro

taz.shop

### ©TOM-Skizzenbuch

Eine ideale Grundlage für Stegreifentwürfe und Gedanken. Hochwertiges Papier in halbflexiblem Leineneinband, hervorragendes Aufschlagverhalten. Blanco, 224 Seiten, 14,8 x 21 cm. Mit einem exklusiven Wimmelbild von ©TOM.



€ 1480

➔ 10 % Rabatt für taz-AbonentInnen & taz-GenossInnen

taz Shop  
Rudi-Dutschke-Straße 23 | 10969 Berlin  
T (030) 25 90 21 38 | F (030) 25 90 25 38  
tazshop@taz.de | www.taz.de